

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner

Löhn-Siegel, Anna

Oldenburg, 1885

X. Ein Ball auf der Tenne. Fahrt nach dem Zwischenahner Meer.

urn:nbn:de:gbv:45:1-5977

Ein Ball auf der Tenne. Fahrt nach dem Zwischenahner Meer.

Konnte ich Land und Leute, Sitten und Gebräuche nicht in Amerika studiren, weil der Fluchtgedanke aufgegeben worden war, so erfreute ich mich an der Bekanntschaft mit einigen Eigenthümlichkeiten des Landes Oldenburg, das für mich ja auch ein unentdecktes war. Herr Wilhelm, der damalige Besitzer des Hôtel de Russie, und seine Gattin erwarben sich daher meinen Dank, als sie mich an einem schönen Spätherbstsonntage aufforderten, mit ihnen und einigen Hôtelgästen eine Landpartie in die Nachbarschaft der Hauptstadt zu unternehmen.

Wir fuhren die holländische Straße entlang, an weitgedehnten Torfmooren, wenigen bebauten Landstrecken, auch an einem Blutegelsee vorbei, dessen Verdienste um die leidende Menschheit mir sehr gerühmt wurden, und gelangten schließlich an ein Haus, oder, wenn ich nicht irre, an eine kleine Gruppe von Gebäuden, unter denen sich eine beliebte Vergnügungsanstalt Oldenburg's befand.

Als wir uns dem verheißenen Ziele näherten, erblickte ich mehrere Equipagen, die ausgespannt waren, ein Umstand, der mich auf gute Gesellschaft schließen ließ. Jetzt stiegen wir aus und mein Fuß drang sogleich tief in den weichen schwarzen Erdboden, der an Stelle des erwarteten gepflasterten Vorplatzes mich und die mitgekommenen Fremdlinge betroffen machte.

Aber noch immer suchten meine Blicke den Gasthof, den Vergnügungsort. Ich glaubte, einige Bäume hätten mir die Aussicht auf das Restaurationsgebäude, das doch in modernem Gewande prangen mußte, entzogen, und stand und sah mich um. Ein scheunenartiges Bauwerk mit riesigem offenen Thore, durch welches man auf eine lange Tenne und das nach Landessitte zu beiden Seiten eingestellte schöne Rindvieh blickte, stand allerdings vor mir, aber das konnte doch unmöglich der Tummelplatz sonntäglicher Menschenfreude sein? Noch dazu für die gebildete Classe, die sich hier versammeln sollte?

Noch stand ich und sann und bereitete mich etwas verdrießlich auf eine unerwünschte Fußpartie durch weiche Erdkrume vor, da nach meiner Vermuthung die Restauration weit ab von der Landstraße lag, als Frau Wilhelm dicht hinter mir ein helles Gelächter aufschlug.

Die übrige Gesellschaft stimmte ein, die geplante Ueberaschung war vollständig gelungen.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief Frau Wilhelm, „wir sind zur Stelle. Wenn Sie nicht den Muth haben, mitten durch den Kuhstall hindurch zu gehn, so folgen sie mir auf jenem Wege um das Haus herum, wir gelangen so ebenfalls in den Garten.“

„Durch die tiefe schwarze Erde?“ erwiderte ich. „Nein, lieber mitten durch die vierbeinige Sonntagsgesellschaft hindurch. Vielleicht wird der gutgezielte Schlag eines Ruchschwanzes zum Zauberschlage für mich, durch welchen ich plötzlich begreifen lerne, daß es sich hier wirklich um ein menschenwürdiges Vergnügen im neunzehnten Jahrhundert handelt.“

Wir hatten glücklich die Mitte der Tenne erreicht, ich furchtsam rechts und links nach den hier salonfähigen Gehörnten blickend, die sich sehr ungenirt geberdeten, als dicht vor meiner Nase ein dickes Tau aus unbekannter Höhe herabgelassen wurde und mich zwang, einen Schreckenschrei auszustößen.

„Was ist denn schon wieder?“ rief Frau Wilhelm, die ein wenig vorausgeschritten war.

„Nichts!“ antwortete ich, „nur ein Ausruf des Entzückens über die gesunde öconomische Atmosphäre, die uns umgiebt.“

Ich hatte unterdessen bemerkt, daß in der Decke eine Oeffnung angebracht war, aus welcher ein Gegenstand herabgelassen werden sollte, nur daß die norddeutsche Wortkargheit es überflüssig fand, an die unten Spazierenden einen Warnungsruf zu richten. Man hätte eben so gut eine schwere Kiste herabrutschen lassen und uns den Schädel eingeklopft. Aber nur nicht reden, nur immer hübsch stille sein, der Geklopfte wird schon schrei'n, wenn er überhaupt noch kann.

An die Tenne grenzten, wie in allen Bauerngehöften hierzulande, die Wohnzimmer und die Küche mit dem riesigen Herdmantel über der niedrigen Feuerstätte. Durch die Dämpfe des glimmenden Torfs hindurchschreitend, erreichten wir eine kleine Seitenthür, die zum Garten führte.

Töne einer schlecht behandelten Baßgeige, einer fast noch miserabler gespielten Violine, Flöte und Clarinette drangen uns entgegen. Zuweilen stieß einer in ein Horn, daß es mir war, als ertöne eine verstimmte Posaune des jüngsten Gerichts.

„Was ist das?“ rief ich. „Eine Kagenmusik?“ (Man war im Zeitalter der politischen Kagenmusiken.) „Oder ein Concert?“

„Es wird wohl ein Concert sein“, antwortete Frau Wilhelm ironisch und bat mich, in den Garten einzutreten.

Auf einem sehr kleinen Halbrundtheil, dessen weiche Erdfurme von Menschentritten aufgewühlt war wie ein frischgepflügter Acker, befanden sich einige ungehobelte Holzbänke vor ebenso natürlichen Tischen. Dort saßen die ohrenzerreißenden Concertanten in anspruchsloser ländlicher Toilette.

Herrn und Damen in ziemlicher Anzahl bewegten sich einen langen staubigen Gang auf und nieder, an dessen anderem

Ende sich wieder eine Art Rundtheil mit Bänken und Tischen befand. Von dort aus konnte man ein noch wilderes Gartenviertel betreten, das aus Bäumen und Gebüsch bestand, von grasbewachsenen Pfaden durchschnitten und von so unwirthlichem Aussehen, daß ich keine Lust verspürte, mich in seinem Schatten zu verlieren und es lieber mit dem staubigen Gange und Rundtheile versuchte.

Hier schlenderten wir gleich den andern Vergnügungstheilnehmern, die Kleider hochgehoben, im Tempo des Watens auf und ab. Geschmackvolle Toiletten waren in überraschender Anzahl vorhanden. Manche wurden von den Trägerinnen vornehm-nachlässig durch den Staub gezogen. Ob die Leute sich amüsirten, weiß ich nicht, ich habe nichts davon bemerkt. Sie gingen langsam hin und her, betrachteten sich gegenseitig, nicht ohne Neugier auch mich, die neue Schauspielerin, redeten sich selten untereinander an, setzten sich nieder, aßen, tranken Wein, lauschten mehr auf die Musik, als ich für rathsam fand, sahen zu den Pflaumenbäumen empor, die den Weg und die Rundtheile mit ihren dürrstigen Gestalten zierten und auf denen nur sehr wenige rothe Pfläumlein hingen. Die Spazierenden betrachteten auch wohl einmal die Beete zu beiden Seiten der eintönigen Promenade, wo einzelne Blumen herbstlichmißmüthig standen, aber desto mehr Wohl zu finden war, und schloßen, wie ich glaube, den Rundlauf ihrer Blicke mit einem dankbaren zum Himmel (der schon wieder grau und regenversprechend geworden war), daß er ihnen einen so reizenden Vergnügungsort bescheert habe.

Man sagte mir, daß in einem, an den sogenannten Garten grenzenden Dickicht auch bisweilen Nachtigallen schlügen, wenn nur nicht gerade Herbst wäre!

Man sagte mir ferner, daß sogar ein vornehmer General mit seinen beiden Töchtern und ein dicker Consul aus Valparaiso zugegen seien, die unser Vergnügen theilten, aber sie

schiene im Begriff abzufahren. Kurz, ich wurde auf alles Merkwürdige des Ortes aufmerksam gemacht und an meinen Gastfreunden lag die Schuld nicht, wenn ich mich nicht amüßte. Im Uebrigen machte mir aber die Absonderlichkeit des Aufenthalts, das heißt sein auffallender Mangel an Naturreiz und Comfort, Spaß. Ich bemühte mich, wie die Anwesenden, zu denken und zu empfinden und redete so mit mir selbst:

„Guter alter grauer Himmel! Du bist doch ein lieber Himmel, weil Du jeden Theil der Erde, über der Du blauest oder grauest, wie die Dichter singen, mit Wundern bedacht hast, diesen Garten aber besonders, lieber fürsorgender Himmel, weil Du ihm Deine schöne blanke Sonnenlampe so wenig gezeigt haben mußt, daß die armen Pfläumlein dort auf den bemoosten Bäumen, die den dummen Einfall haben, demaleinst süß werden zu wollen, nie dazu kommen können, das spannende rothe Köckchen aus- und das faltige dunkelbestäubte dafür anzuziehen, ja, daß nur allein der Kohl, der spleenerzeugende Kohl (wie Onkel Jürgens sagen würde), im Stande ist, üppig wuchernd und gedeihend, duftreiche Opfer zu Dir, lieber grauer Himmel, emporzusenden.“

Die vergnügte Stimmung, in die ich mich hineingeredet hatte, sollte plötzlich eine ungeahnte Erhöhung erfahren, indem es zu regnen anfang und ganz finster wurde.

Diese beiden Naturereignisse waren Veranlassung, daß die verstimmte Kapelle sich auf die Tenne im Hause versügte, gefolgt von allen Gästen, vornehmen und geringen.

Was erblickten meine Augen? Goldselige Ueberraschung! Das zu beiden Seiten lagernde, wiederkäuende und brüllende Rindvieh war hinter grünen Zweigen, mit denen man den natürlichen Ballsaal eingezäunt hatte, verschwunden, und somit dem schönheitsverlangenden Auge die übelste Passage der stallartigen Umgebung entriickt worden. Es blieb nur noch der Duft, doch wie gesund ist der! Wie doppelt heilsam muß das

Einathmen desselben für Tanzende sein, denn nun wurde getanzt, ja wahrhaftig, nach Herzenslust getanzt.

Es sicher, es war ein gesünderes Vergnügen für die Athmungsorgane, als ein ähnliches in unsern eleganten Ballsälen bei Gas, Staub, Hitze und Odeurs.

Man tanzte alle möglichen modernen Tänze mit Ausnahme der Française (für deren graciöse Ausführung das Terrain zu holperig war), das geringere Publikum mit seines Gleichen, die Vornehmeren mit ihren Standesangehörigen. Ich tanzte wacker mit und fand nun selbst, daß der Oldenburger Sonntagsmensch die Reize des ländlichen Aufenthalts trefflich auszubeuten wisse. Man versicherte auch tröstend, das Vieh sei vor Eröffnung des Balles noch recht fest angebunden worden, woraus ich schloß, daß ein Ochse oder eine Kuh, ohne durch Haydens Ochsenmennett in Schwung gebracht worden zu sein, hin und wieder mitgetanzt habe.

Wenige Talglichter genügten der Kapelle sowohl als auch den Tanzenden, sich gegenseitig nicht über den Haufen zu rennen. Der Tact war freilich mangelhaft. Wie manche Note hätte aber auch dem geübtesten Musiker bei so farger Beleuchtung und den unvermeidlichen Rippenstößen durch das Gedränge der Tanzlustigen entwischen können? Auch mochte es wohl vorkommen, daß der Contrebaß, der ohnehin nicht fest war und der doch den Grundton angiebt, bisweilen durch den sonoren langgehaltenen Brustton eines brummenden Ochsen irre geleitet wurde, welcher letztere seine Zufriedenheit mit der hinter ihm veranstalteten Festlichkeit zu erkennen geben wollte, indem er den Contrebassisten freiwillig unterstützte.

Wahrlich, auf jenem unvergeßlichen Tennenballe benahm sich die thierische Umgebung besser, als oft die Menschen bei ähnlichen Tanzvergnügungen im Odeum, Tivoli, Colosseum, Orpheum, und wie die stolzen Namen unserer sonntäglichen Tanzlocale alle heißen mögen. —

Ein zweiter Herbstaussflug kam in den nächsten Tagen zu Stande, und diesmal ein hochpoetischer. Der Zwischenahner See, auch das Zwischenahner Meer genannt, wurde unser Ziel. Ich hatte schon viel davon erzählen hören, auch Sagenhaftes, und sah mit Spannung dem Ende der Fahrt entgegen.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als unsere Kutsche vor dem ländlichen Gasthose am See anlangte. Ein Nachen lag bereit, um die Ankömmlinge nach dem Zwischenahn gegenüber liegenden „Drei Bergen“ zu fahren.

Der See war spiegelglatt und blaßblau wie ein Stück Herbsthimmel. Ein Kranz von theilweis schon buntgefärbtem Laubholz umgab seine weitgedehnten, buchtenreichen Ufer. Das Kirchlein verlieh der Landschaft etwas Sinnig-Ernstes, das mit der herrschenden feierlichen Stille harmonirte. Kein Mensch war im Umkreis zu erspähn, als ein greiser Bettler (eine in Oldenburg höchst ungewöhnliche Staffage), der sich am Strande gelagert hatte, uns um eine Gabe ansprach und den Abfahrenden Dankesgrüße nachwinkte. Und nun der See so klar, wie ein seelenvolles Auge, durch das man auf den Grund eines Menschenherzens zu schaun meint. Ein Bild fiel mir ein, das jenen Scandinavischen See darstellt, das Auge Dalearliens genannt.

Ich hätte gewünscht, daß Niemand laut denke, damit die schöne Herbstandacht in der freien Natur nicht gestört werde. Aber meine Gesellschaft war laut wie gewisse Wandervögel, die sich an Seen niederzulassen pflegen.

Die Dunkelheit überraschte uns, als wir auf den drei Hüglein des jenseitigen Ufers umherkletterten, welche von den Flachlandbewohnern den Namen ‚Berge‘ erhalten haben, und die von urwäldlichen Buchen und Eichen überdacht waren. Ruhebänke luden zu längerem Aufenthalt ein, man sollte vom höchsten der Berge die Aussicht über den ganzen See genießen. Buntes Laub raschelte um unsere Füße, aber auch baumstarke, noch sommergrüne Riesenzweige, die den Erdboden berührten,

bauten natürliche Lauben und ließen die im Abendschauer erzitternde Seesluth schwach hindurchschimmern.

Bald stiegen die Nebel aus den feuchten Gründen des Waldes und der Wiesen empor, und als wir wieder auf den Wassern schwebten, erhoben sich ihre Gruppen in immer gigantischeren Formen an allen Ufern. Der bunte Laubkranz ragte nur noch mit den höchsten goldbraunen Kronen darüber hinaus und Wasser und Himmel verschmolzen zuletzt in eine Unendlichkeit. Man konnte sich einbilden, das Weltmeer dehne sich vor den erstaunten Blicken aus, bis endlich der Mond wie ein funkelndes Meteor über der nebelumflorten Wasserwelt emporstieg und uns in entgegengesetzter Richtung die Kirchturmsspitze von Zwischenahn als Zielpunkt zeigte.

Nun erklärte unser schweigsamer Rahmlenker, er danke Gott für den Fingerzeig, denn er wisse schon lange nicht mehr, wo er sei. Wir erkannten, daß wir einer Gefahr entgangen waren. Der Mond stand gerade über der Thurmspitze, ein treuer Geleitstern ihm zur Seite, und beide warfen ihren Strahlenschmuck freigebig in die Gewässer des See's, die leise mit den goldenen Himmelsgaben spielten und sich Märchen zuflüsterten von schönen Wasserfrauen, die einst an's Land stiegen, um unglücklich Liebenden zu helfen, oder sie hinab in die Tiefe lockten, um sie durch Schätze zu beglücken. Man hatte mir eine solche Liebesgeschichte kurz vorher erzählt. Ein alter, am See sitzender und Netze sickernder Fischer sollte sie den Reisenden einst unaufgefordert mitgetheilt haben. Der Alte sprach:

„Da drunten im See, da liegt mein Sohn, mein einziger. Mete, sprach er eines Tages zu seinem Mädchel, das er so sehr liebte, Mete, wir dürfen uns nicht mehr lieben, denn es kann aus der Heirath doch nichts werden. Du siehst, ich arbeite, ich arbeite schon so manches Jahr, um Dich heirathen zu können, und es gelingt nichts. Ich geh' eher rückwärts, als vorwärts,

und ich mag Dich nicht arm und unglücklich machen. Nimm einen Reichen und laß mich laufen.

Da weinte die Miete sehr und bat ihn und schwur, es sei ihr ja genug, was er verdiene, wenn sie ihn nur habe; sie lief ihm nach und war doch eine ehrbare Dirne jederzeit gewesen. Er hatte sich's aber geschworen, er wolle die Miete verlassen und nicht unglücklich machen durch seine Armuth. Und ging ihr aus dem Wege und sah sie nicht mehr an und sagte nur immer: „Laß mich mein Unglück, meine Armuth allein tragen.“ Und so hielt er's. Endlich war er wie stumpfsinnig geworden. Alles war ihm gleichgültig. Da sagten sie ihm, dort unten im See wohne eine schöne Frau, die helfe unglücklich Liebenden, wenn sie selbst kämen und sie um Schätze anslehten. Sie dürften nur ein bißchen tauchen, da könnten sie das Glück schon greifen. Das ging dem Armen im Kopfe herum Tag und Nacht. Immer dachte er an die Seefrau und ihre Schätze und konnte nichts Anders mehr denken, denn im Hintergrunde seines Herzens mochte doch immer die Liebe für Miete schlummern, die aufwachen konnte, wenn er sie besitzen durfte. Da er das aber nach seinem Gewissen nicht durfte, so lange er so arm und unbedeutend blieb wie er war, faßte er sich eines Abends ein Herz und sprang in den See zur Wasserfrau, um die Schätze zu holen, wie sie ihm gesagt hatten. Da hörte man es wimmern, aber die Nebel stiegen auf und hüllten Alles in ein Leichentuch und die Fischer, die da fischten, brachten einen todten Mann heraus, meinen Sohn. Es flüsterten auch Etliche, ein reicher Herr, der die Miete liebe, habe ihn hineingestoßen, weil sie vom ersten Geliebten nicht lassen wolle so lange er lebte, wenn er sie auch nicht mehr ansah. Ich glaub' es aber nicht, denn die Menschen sind hienieden schon elend genug, als daß sie auch noch so schlecht sein sollten. Das Geld, das man mir schenkt, werf' ich der Wasserfrau in den See, damit sie reich bleibt und unglücklich Liebenden helfen kann, wenn auch vom Leben!“ —

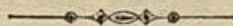
Das düstere Genrebild, das mich bei der Rückkehr in den Gasthof überraschte, paßte in den Rahmen der Zauberwelt, welche die Mondscheinfahrt und die Erinnerung an die Geschichte von der Seefrau in mir geweckt hatte.

Um die nicht helllobernde, nur still hinbrütende Gluth eines großen Torrfeuers, das auf dem niedrigen Herde im Hintergrund der Hausflur brannte, saßen in einem dichten Kreise 8 bis 9 dunkle Männergestalten auf kleinen Schemeln, Tonnen, Kisten oder andern Hausgeräthschaften und wärmten sich die Füße, die in hohen Wasserstiefeln steckten, denn es war nach Sonnenuntergang herbftlich rauh geworden. Von der Decke herab hing an einer Kette der unvermeidliche Kupferkessel und brodelte unverdrossen gleich einer Alten, die ihr Liedchen zum Spinnrade summt. Eine langsame Magd schenkte den Männern heißes Bier aus dem Kessel und füllte ihn dann von Neuem. Sie ging zur Küche und kehrte zurück, schälte auch Rüben seitwärts vom Feuer, Alles geschah still und bedächtig.

Die Männer saßen auch stumm um den Brodelnden, der für sie redete, und rauchten ernsthaft ihre kleinen holländischen Pfeifen. Beim Anblick der nachdenklichen Gesellschaft bildete ich mir ein, auch ihr möchten alte Seegegeschichten und Märchen von hilfreichen Wasserfrauen im Kopfe summen und sie sinne ihrer Bedeutung schweigend nach. Oder verstehen die lauschenden Gesellen, dacht' ich, die Sprache des murmelnden Kesselfobolds dort über dem Feuer? Weiß er die Sagen der urältesten Zeiten und vermögen die aufmerksamen Hörer seine eintönigen Laute zu deuten? Der Kessel summt und sang immer fort, und als einer der Männer einmal mit einem eisernen Stabe in das Torrfeuer stieß, so daß es, entrüstet über die Ruhestörung, einige Flammen des Zornes aus den glimmenden Schollen emporschickte, da schien der Kobold gleichfalls so ergriffen und endlich so ergrimmt zu werden, daß er in gellenden und kreischenden Tönen zu singen begann. Es war, als habe

sich seine Einzahl in einen Chor von bösen Geistern verwandelt. Ich hätte seinen seltsamen Weisen gern noch länger gelauscht, denn ich dachte mir allerhand Wunderbares bei der Musik, die er machte.

Aber meine Gesellschaft, die längst das obere Stockwerk eingenommen hatte, durch welches sich dieser Gasthof vor andern auszeichnete, störte meine poetische Freude. Zurufe ertönten von oben herab, die ich nicht als Stimmen aus den Wolken erkennen konnte. Doch ich mußte ihnen folgen, sie hätten meine Weigerung nicht begriffen, denn sie riefen ja zum — Essen. Seefische waren ihnen lieber als Seemärchen.



XI.

Robert Blum's Tod. Ein Brief aus Amerika. Spaziergang auf dem Moor. Eissport. Der italienische Professor. Die alte Theaterkutsche. Geheimnißvolle Kritik. In die Ferien.

Meine Leipziger Vettern und Freunde, mit denen ich zur Zeit meines Engagements in der Pleißestadt in so regem geistigen Verkehr gestanden hatte, ließen wenig oder gar nichts von sich hören, worin ich ihnen allerdings mit unlöblichem Beispiel vorangegangen war.

Sie drückten ein oder höchstens zwei Mal ihre Freude über die guten Recensionen aus, welche die alte Theatermutter von Sturm und Koppe, die Chronik, über meine künstlerischen Leistungen brachte, und damit gut.

Aber als Robert Blum in den Gräueln der Wiener Revolutionstage der deutschen Idee zum Opfer gefallen war, da stürmten Briefe wildzornigen und schmerzlichen Inhalts gleich einer Springsluth an das Ufer der holden Theaterinsel heran, die ich in Oldenburgs idyllischer Weltentrücktheit entdeckt hatte, und erregten in mir, die ich Robert Blum in Leipzig persönlich gekannt und geschätzt hatte, ein verwandtes Echo.

Ich mußte meine seelische Erschütterung aushauchen und lief zu Freund Palleßke.

„Dahin mußte es also kommen?“ rief ich bewegt. „Ich habe es in Leipzig von den Fortschrittmännern und Trägern